Mindensche Beyträge
zum
Nutzen und Vergnügen.

19te Woche. 1778.

Amalia, oder die würdige Dame.

(Beschluß.)

Allein Amalia würde sehr mißvergnügt seyn, wenn ihre Tugend bloß darinn bestünde, daß sie sich nicht entehrte. Sie bestrebt sich unabläßig, alle ihre Wünsche, ihre Entschliessungen, ihre Begierden und Leidenschaften den unveränderlichen Gesetzen gemäß einzurichten, welche die wahre Würde der menschlichen Natur bestimmen; überzeugt, daß jedes Laster, das eine Person des männlichen Geschlechts schändet, die Seele eines Frauenzimmers noch ungestalter mache, weil es der Verführung dazu vielweniger ausgesetzet ist, als sie. Denn in der ganzen Schöpfung kann kein häßlicherer Anblick gefunden werden, als eine häßliche Seele in einem Körper, der eben seiner vorzüglichen Reizungen wegen zur eigentlichen Wohnung der Tugend geschaffen zu seyn scheinet.

Sie ist tugendhaft; aber sie ist es nicht, um desto mehr bewundert zu werden. Die liebenswürdigste Tugend verliert ihren Werth, wenn die Eitelkeit mehr Antheil daran hat, als das Gewissen. So wenig sie aber auch eitel, und so sorgfältig sie ist, den Adel ihres Herzens durch Bescheidenheit und Demuth zu erhöhen: so können doch ihre tugendvollen Gesinnungen nicht in ihrem Herzen verschlossen bleiben; sie breiten ihren Glanz über ihr Aeusserliches aus. Auch der Lasterhafte kann sie nicht ohne Ehrerbietung sehen; ein fortgesetzter Umgang mit ihr würde ihn vielleicht so weit bringen, daß er sich seiner selbst schämte, und sich bestrebte besser zu werden, und ihre Achtung zu verdienen.

Unterdeß ist ihre Tugend und ihre Unschuld wie ihre Schönheit. Sie schimmert nicht so sehr, daß man sie auf einmal ganz sehen sollte. Ihr Gesicht wird immer schöner, je länger man sie sieht, und ihre Tugend immer schöner, je genauer man sie kennen lernt.

Amalia glaubt, daß ihr ihre Zeit so theuer und kostbar als einem Manne seyn müsse; denn sie ist überzeugt, daß sie von dem vermeidlichem Verluste einer Stunde eine eben so schwere Rechenschaft zu geben habe, als

er. Sie bildet sich nicht ein, daß sie ihres zärtlichen Körpers wegen des Schlafs mehr bedürfe als wir. Einen grossen Theil der Zeit widmet sie Gott, ihrer Seele und der Tugend, und die Stunden des Tages, die sie nicht den Pflichten des Umgangs schuldig ist, widmet sie dem besondern Berufe des Frauenzimmers, und bestrebt sich, diejenigen Fähigkeiten zu erlangen oder zu erhöhen, deren Ausbildung zur häuslichen Wohlfahrt und Glückseligkeit unentbehrlich ist, um sich niemals der Gefahr auszusetzen, von denen übertroffen oder getadelt zu werden, deren Geschäfte sie anordnen und regieren soll.

Sie ist gegen die Schönheit ihres Körpers nicht gleichgültig; denn warum sollte sie ihren Augen verbieten, das zu sehen, was andere Augen mit Vergnügen bemerken? Sie betrachtet sie als ein Geschenk der Natur, das sie nicht vernachläßigen darf, ob sie gleich nicht stolz auf das ist, was sie sich nicht selbst gegeben hat. Sie betrachtet sie als eine Aufmunterung, ihre Seele desto schätzbarer und liebenswürdiger zu machen. Die schönste Farbe des Gesichts ist nicht dauerhafter, als die Farbe der Blumen. Wie bald verbleichen beyde! Welch ein Unglück also für ein Frauenzimmer, wenn sie ihren Stolz über ihre verblühte Schönheit bis in ihr Alter behält, wo er sich in jeder Runzel des Gesichts beschämt und gedemüthigt sieht! Dieses weiß Amalia, und bestrebt sich, Vollkommenheiten zu besitzen, die so wenig durch die zerstörende Macht der Zeit ihren Glanz verlieren, daß sie vielmehr immer glänzender werden.

Sie ist weit über die thörichte Einbildung, daß Kleider einem Menschen ein Verdienst geben können. Die Schönheit braucht keinen fremden und erkünstelten Schmuck, und die Häßlichkeit kann dadurch nicht verborgen werden: Gemeiniglich hat vielmehr die Kleidung eine ganz andere Wirkung, als

sich diejenigen, die den Putz zu sehr lieben, davon versprechen; denn sie macht den Mangel der Schönheit sichtbarer. Amalia ist in der Kleidung sorgfältig, ohne eigensinnig und eitel zu seyn. Sie kleidet sich nach der Mode, wenn sie der Unschuld ihres Herzens weder unanständig noch gefährlich ist. Eine neue Mode gefällt ihr nicht, weil sie neu ist, und deswegen eilt sie auch niemals, den ersten Befehlen derselben zu gehorchen. Sie untersucht allezeit, ob sie auf eine leichte und natürliche Weise eine Versuchung für sie oder für Andre veranlassen, und eine unordentliche Einbildung aufbringen und erhitzen kann, und alsdenn widersteht sie ihrer Tyranney mit einem Muthe, der ihrer Tugend einen neuen Werth giebt. Daher verabscheut sie die bis zur Ausschweifung tiefen Ausschnitte der Frauenzimmerkleidung. Denn, wenn solche von Mannspersonen für die eigentliche Kleidung der unanständigen Coquetterie erklärt wird; wofür muß sie nicht ein Frauenzimmer halten, das auf den Ruhm der Keuschheit und Unschuld eifersüchtig ist?

Im Umgange ist sie sittsam, ohne schüchtern zu seyn, auf eine edle Art frey, und doch zurückhaltend, besonders gegen unser Geschlecht. Sie empfindet ihren Beruf zu gefallen, und ihre ganze Aufführung beweist, daß sie nur durch die Tugend zu gefallen wünsche. Sie verachtet den Ruhm, viele Bewunderer und Schmeichler um sich zu sehen, und erlaubt ihren Augen das eingebildete Vergnügen nicht, Eroberungen zu machen. Je siegender eine Schönheit ist, desto mehr ist sie in Gefahr besiegt zu werden. Sie ist freylich verführerisch genug, wenn sie sich erinnert, zu verführen; allein sie verführt auch diejenigen, die sie besitzen, gemeiniglich noch mehr, als die, die sie zu verblenden sucht. Amalia ist also, ihrer Reizungen wegen, so wenig für sich eingenommen, daß sie sogar, ohne eine Ueberwindung ihrer selbst nöthig zu haben, andern Frauen-

zimmern Gerechtigkeit wiederfahren lassen kann, wenn sie schöner sind, als sie.

Nunmehr nehme ich mir die Freyheit, Sie, meine geehrtesten Damen zu ersuchen, daß sie, wenn sie dieses lesen, selbst urtheilen, ob es ihnen angenehmer sey, daß man von ihnen denke, wie man von Amalia denken muß, oder daß man weiter nichts von ihnen zu sagen wisse, als daß sie sehr gut gebildet sind; daß ihren Augen zu einer vollkommnen Schönheit nichts als eine liebenswürdige Seele fehlt; daß der Hals, dessen Anblick uns ganz unverwehrt ist, sehr weiß sey; daß sie zwar nicht sprechen können, aber doch sehr angenehme Lippen haben; daß sie, um uns alle ihre äusserlichen Reizungen zu zeigen, ihrem Schneider volle Macht und Gewalt über ihre Kleidung geben; daß sie das Spiel vollkommen verstehn; daß man sie endlich bewundern muß, ohne sie hochachten zu können. Ich denke zu vortheilhaft und ehrerbietig von ihnen allen, als daß ich glauben sollte, sie könnten sich in der Wahl, die ich ihnen überlasse, auf eine ihrem wahren Ruhme nachtheilige Art irren.

Etwas vom Cyrus dem Aeltern. *)

Zu den Zeiten, da Cyrus der Aeltere lebte, wusten die Perser noch nichts von der wollüstigen, ausschweifenden Lebensart, dadurch sie nachher eben so merckwürdig in der alten Geschichte geworden sind, als durch ihre Kriege. Medien hingegen, war für die nahe wohnenden Perser wohl schon eben das, was dem in seiner Einfalt erzogenen Schweitzer, der noch nichts, als die Herden an dem Fuße der Gebirge, und die friedsamen Hütten seiner Vorfahren gesehen hat, jetzo Frankreich seyn mögte. Eine Anmerkung, wozu man die Beweise auf allen Seiten, in den ersten Kapiteln der Cyropädie des Xenophon, findet!

Mandane, des medischen Königes Astyages Prinzeßin, die an einen persischen Prinzen verheyratet war, besuchte ihren Vater auf einige Zeit, und hatte ihren Sohn, den jungen Cyrus, bey sich. Der alte König that alles, um seiner Tochter und seinem Enkel, der noch ganz Knabe war, den Aufenthalt an seinem Hofe angenehm zu machen. Bey einem Gastmale, wo die Tafel mit sehr mannigfaltigen Gerichten besetzt war, richtete Astyages seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf den jungen Prinzen, um zu bemerken, welchen Eindruck Pracht und Ueberfluß auf ihn machen würden. Er sorgte, daß ihm von allen Schüsseln sehr reichlich vorgelegt wurde.

Bey dieser Gelegenheit sagte Cyrus: wie mühsam und beschwerlich ist dirs, o König, wenn du dich einmal satt essen willst! Wie viele Schüsseln must du vor dich nehmen! Wie bald nach dieser, bald nach jener Speise greiffen; bald von diesem, bald von jenem Gerichte essen! —

Ist aber dieses Gastmal, antwortete Astyages nicht viel prächtiger, als die Bewirtung in Persien?

Nichts weniger, sagte Cyrus, die Perser wissen viel sichrere und kürzere Mittel, satt zu werden, als die Meder. Wenn sie Brod und Fleisch haben; so sind sie gesättiget. Die Meder aber sind gerade wie Leute, die tausend krumme und weite Umwege gehen, um an einen Ort zu kommen, wo der gerade Weg unendlich viel kürzer und bequemer wäre. — Sie essen funfzig Gerichte, und wir eines, und keiner wird doch am Ende besser satt als der Andere.

Astyages. Die verschiedenen Speisen, die ich genieße, machen mir gar keine Unbequemlichkeit; denn die Abwechselung des Geschmackes hält mich für meine Mühe durch ihre Reitze schadlos.

*) Nach den Xenophon.

Cyrus. Ich merke aber doch, o König, daß sie dir ekel sind. —

Ast. Wie so? Woher glaubst du das?

Cyr. So oft du Brod in die Hand nimmst, pflegst du dich niemals nachher abzuwischen. So oft du hingegen eine andere Speise angegriffen hast, reinigest du dir die Hände sehr sorgfältig. Ich schlüße daraus, daß es dir ekelhaft seyn muß, sie angegriffen zu haben. —

So bleib denn bey deiner Meynung, sagte Astyages, und befahl ihm von allen Fleischgerichten häufig vorzulegen. Giebst du mir, sagte Cyrus, alle diese Speisen, daß ich damit machen darf, was ich will? Ja, mein Sohn, sagte der König, sie sind völlig dein! —

Der junge Prinz fieng also an, seine Güter den vornehmsten gegenwärtigen Bedienten seines Großvaters zu verschenken. Er gab jedem etwas, von den ihm vorgelegten Speisen, so weit sie reichen wollten. Der Einzige, der leer ausgieng, war Sakas, der königliche Mundschenk, der in großem Ansehen stand, und zugleich das Amt hatte, alle Personen vor den König zu führen, die ihn etwas vorzutragen hatten, oder ihn sonst sprechen wollten.

Wie kömmt es, sagte Astyages, daß du den Sakas nicht auch beschenkst, da er doch mein Liebling ist? Warum gilt denn dieser Mann bey dir so viel? war des jungen Prinzen Antwort.

Sollt ich ihn nicht hoch schätzen? sprach Astyages scherzend. Siehest du nicht, wie zierlich er mir einschenkt und den Becher reicht?

Cyrus. Kann man sich durch solche Kleinigkeiten schon in so große Gunst bey dir setzen, o König; so laß mir doch den Sakas auch einmal den Becher geben. Ich will dir eben so gut einschenken und darreichen, damit du mir eben so günstig wirst.

Der König befahl, daß dem Prinzen der Becher muste gereicht werden, der nun mit der steifen Mine eines Hofmannes, und mit der demüthigen Stellung eines Bedienten, seinem Großvater u. seiner Mutter sich nahete, u. ihnen den Becher vol Weins darbrachte. Beyde fiengen herzlich an zu lachen, und der Prinz lief geschwind, fiel seinem Großvater um den Hals, und rief dem Sakas zu: Nun bist du um deine Gunst herum, Sakas! Ich habe es besser gemacht als du. Ich schenke sehr schön ein, und trinke es auch nicht, wie du, vorhero halb aus, ehe ichs dem Könige darreiche.

Warum hast du denn aber, fragte Astyages, nicht, wie es seyn muß, den Becher vorher kredenzt?

Cyrus. Weil ich glaube, es ist Gift unter deinem Weine. Denn da du neulich deinen Geburtstag feyertest, war gewiß Gift darunter, als Sakas einschenkte.

Asty. Wie so?

Cyrus. Weil er verursachte, daß bey dir und allen deinen Gästen Leib und Seele taumelten. — Ihr führtet euch auf, daß Kinder, die sich so ungezogen betragen hätten, gewiß würden gezüchtiget worden seyn. Ihr erhobet ein Geschrey unter einander, daß keiner wuste, was er haben wollte; keiner ein Wort von dem Andern verstand. Ihr sanget, daß man lachen muste. Wenn einer seine Stimme erhob, so höreten die andern nicht zu, und betheureten doch hernach, daß er ausnehmend schön gesungen hätte. — Nun fienget ihr an, untereinander von euren körperlichen Geschicklichkeiten zu pralen; und damit gieng es zum Tanzen. Wie konnte auch nur einer von euch den Takt halten, da keiner einmal auf den Füssen stehen konnte? — Kurz du, o König, schienest deine königliche Würde, und deine Gäste die dir schuldige Ehrfurcht ganz vergessen zu haben.

Asty. Prinz! wird denn aber dein Vater niemals trunken?

Cyr. Niemals!

Asty. Wie macht er denn das?

Cyr. Er höret bald auf zu dürsten, wenn er einigemal getrunken hat; und es begegnet ihm auf diese Weise niemals übels.

Kr.